

## Der Sohn des Freimaurers

---

# Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Schluß)

Aus den benachbarten Hütten schauten hie und da erstaunte Gesichter. Was bedeutete das? Der weiße Mann Gottes ging in die Höhle des Wüterichs?

„Was willst du tun?“ rief ein junger Katechumene ihm zu. „Das Ungeheuer fährt zur Hölle, noch in dieser Nacht. Vater, freust du dich nicht auch?“

„Komm, geh mit mir, du sollst mir helfen, sprach der Missionar statt aller Antwort.“

Widerwillig kam der Mann näher.

Pater Werner bedeutete ihm, das Weib zu entfernen, und ging dann selbst voran in die Hütte.

Auf einem zertwühlten Lager zu ebener Erde lag eine Gestalt, schrecklich anzusehen — Mufarut. Die Kleider hatte er sich in Wut und Qual halb vom Leibe gerissen, das Haar zerzaust, das aufgedunsene Gesicht im Wahnsinn des Schmerzes zerkratzt. Die Augen rollten fürchterlich in den Höhlen. Verzweiflung stierte aus dem Blick, in dem Entsetzen war — und der Tod.

Schauerlich hallte das Stöhnen und Fluchen des Gepeinigten durch den dumpfen Raum. Die greulichen Fetische an der Wand grinsten unheimlich auf das düstere Schauspiel herab, sie schienen an der Todesqual ihres getreuen Dieners Vergnügen zu haben.

Der Missionar trat langsam zu dem Sterbenden — denn ein solcher war Mufarut, das sah er. Mit wildem Blick sah dieser den Diener des „weißen Gottes“ an seinem Lager stehen. Mit einem grauenhaften Fluche wollte er aufspringen, sank aber ächzend wieder zurück. Ein furchtbares Gift mußte es sein, das in seinem Körper wühlte.

„Ha, bist du gekommen, um meine Qual zu sehen?“ schrie er im Wahnsinn. „Wo hast du den andern? Ha — das Messer Mufaruts trifft gut.“

Er lachte, ein schreckliches Lachen. — „Und dafür sandtest du Karullu ins grüne Moor. — Willst du auch Mufarut holen? — Er will nicht! Geh zur Hölle, bleicher Teufel!“

Der Tobende wandte das Gesicht zur Wand und stöhnte laut.

Mit tiefem Erbarmen schaute der Missionar auf den Verzweifelnden.

Er hatte ganz vergessen, daß der Feind des geliebten Mitbruders vor ihm lag. Er dachte nur das eine: der da im Tode röchelt, ist ein Unglücklicher, und seine Seele ist in Gefahr.

„Mufarut, Bruder, kann ich dir helfen?“ Liebedoll neigte er sich über ihn.

Mit einem Ruck fuhr der Kranke herum und stierte den Frager an. Er vergaß sogar sein Stöhnen und seine Schmerzen. Was war das? War das ein Todfeind, der zu ihm sprach?

Vor Staunen blieb ihm das Wort im Halse stecken. Pater Werner erwartete auch keine Antwort. Er nahm sein Arzneikästchen und gab ihm eine schmerzlinde Arznei, die schon nach kurzer Zeit wirkte. Mufarut ließ alles mit sich geschehen. Es mochte ein großes Wunder sein, das er in des weißen Mannes Augen gelesen.

Bald wurde der Todkranke ganz ruhig. Pater Werner kniete neben dem Lager nieder. Da sah er nun den furchtbaren Mann, den Schrecken des Stammes, den bösen Genius des toten Häuptlings, einem gefällten Baume gleich, elend, dem Tode verfallen vor sich liegen. Für sein leibliches Leben konnte er nichts mehr tun. Aber seine Seele! Dieser dunklen, wahngefangenen, schuldbeladenen Seele die Pforten zum Lichte zu erschließen, dieser Gedanke erfüllte ihn mit heiliger Leidenschaft.

„Gott, gib mir diese Seele! Laß sie den Preis für meines Bruders Blut sein!“ flehte er mit Inbrunst.

Finster und forschend fühlte er den Blick des Götterpriesters auf sich ruhen. Er gab ihn zurück, gütig und milde.

„Warum tötest du mich nicht? Hast du keinen Dolch? Sieh, dort an der Wand, da hängt er, der das Blut des weißen Mannes getrunken hat. Töte mich doch!“ Dumpf, mit lauerndem Blick stieß er es hervor.

„Laß das, armer Mann. Das habe ich dir längst verziehen. Mein Bruder auch. Er ist im Himmel und betet für dich, damit auch du den Gott, den wir lieben, kennenlernst.“

In unglaublichem Staunen starrte der Gözendiener den Priester an. Das war ja unerhört. So etwas von Feigheit konnte es doch nicht geben. Oder war es etwas anderes? Sollte der Gott dieser Bleichgesichter, den er verachtete, weil er sich hatte treuzigen lassen, doch besser sein als seine Gözen, an die er selbst nicht glaubte, die in seiner Qual nichts für ihn hatten als blöde Grimassen?

„Gib mir das Bild drüben von der Wand,“ herrschte er im alten Gebieter-tone.

Der Katechumene, der mit dem Pater

gekommen war, griff verdrießlich nach dem Fetisch und reichte ihn dem Kranken. Man sah es ihm an, lieber hätte er ihm einen Fußtritt gegeben. Ein verweisender Blick Pater Werners machte ihn etwas freundlicher.

Mufarut nahm die Götzenfrage und schleuderte sie mit letzter Kraft in weitem Bogen gegen die Tür, daß sie mit grellem Mißton zershellte.

„Fahr zur Hölle, verdammter Göze!“ schrie er. „Kannst mir doch nicht helfen.“

„Über dieser Gott kann dir helfen, wenn du willst,“ sprach der Missionar sanft und zog ein kleines Kreuz aus der Tasche. „Er leidet wie du, und er leidet für dich.“

Lange blickte Mufarut auf den gekreuzigten Gott. Dann wandte er den Blick zur Wand.

„Er ist zu arm und feige, dein Gott,“ murmelte er abwehrend. „Warum hängt er so erbärmlich da? Hatte er denn kein Messer, sich zu wehren? Oder hatte er keinen Mut?“

„Er wollte es nicht. Er wollte geopfert werden, um uns den Himmel aufzuschließen, der ohne seinen Tod verschlossen blieb. Das ist ein großes Geheimnis, das wir erst begreifen, wenn wir einmal zu ihm kommen. Dieser Gott aber liebt alle Menschen, er verzeiht alles und will alle glücklich machen für ewig. Auch dich, mein Bruder.“

„Mich soll er lieben — dein merkwürdiger Gott, mich, der ihn haßt und gerne tausendmal getötet hätte. Wenn du meine Taten kennstest, würdest du bald nicht mehr hier sein.“

„Der liebe Gott kennt sie. Er weiß alles und liebt dich doch. Er hat es einmal selbst gesagt: Wenn eines Menschen Sünden auch so rot wären wie Scharlach und so zahlreich wie der Sand am Meere, sie sollten alle getilgt werden.“

„Rot wie Blut sind meine Sünden — der Teufel weiß es und vergißt es nicht. Er wird mich holen! — O, da — da ist er schon —“

Der Kranke sprang in wildem Schrecken zur Tür, durch die die alte Dienerin eben verstohlen hereinschaute.

Keuchend, schweißgebadet sank Mufarut wieder aufs Lager. Werner besprengte ihn mit Weihwasser. Leise sprach er die beschwörenden Worte des Exorzismus und machte dreimal das Kreuzzeichen über den laut stöhnenden Kranken.

Dann trat er geräuschlos zu den Fetischstrahlen, deren wohl ein Duzend im Raume hingen, und warf sie ins Feuer.

Leise trat er dann wieder zu Mufarut und nahm dessen Hand in die seine.

Der sah ihn an mit großen, dunklem Blick, lange. Namenlose Angst sprach aus den schwarzen Augen. Oder war es Reue? Griff die Gnade nach diesem armen, irreführten Knechte der Finsternis? Umschwebte ihn das Gebet und Lebensopfer des verklärten Bruders? Pater Werner fühlte es erschauernd, ein außerordentliches Werk der göttlichen Gnade bereitete sich vor in dieser Hütte, die so lange die Freistatt der bösen Geister war.

Doch der Engel des Lichtes hatte einen langen, erbitterten Kampf mit den Geistern der Finsternis zu bestehen, die diese Seele ein Leben lang beherrscht hatten und sie nicht lassen wollten.

Längst war die Nacht hereingekommen. Pater Werner merkte es kaum im Ringen um das ewige Geschick seines Feindes. Eine Fackel beleuchtete gespensterhaft das qualverzogene Gesicht des Götzenpriesters.

Schon graute der Morgen, und noch war der Sieg nicht entschieden.

Bleiern lag die Mattigkeit in des Missionars Gliedern. Die Natur verlangte ihr Recht. Er achtete es nicht. Wie leicht konnte, während er schlief, der Tod kommen und diese noch unerlöste Seele mit sich nehmen ins ewige Dunkel.

Endlich, als der Morgen schon hell durch die Fensterlöcher schien, wandte Mufarut sich zögernd zu dem Priester:

„Ist der weiße Gott auch so — so gut wie du? Hätte er das auch getan, daß er bei mir geblieben wäre die ganze Nacht? Wenn — du mir — das sagen kannst, — so will ich —“

Er stockte, als hätte er schon zu viel gesprochen.

„O Bruder, tausendmal gütiger ist er. Wollte ich dir von seiner Liebe erzählen, ich käme nicht zu Ende.“

Flüsternd begann er dem horchenden Götzenpriester wieder zu erzählen von den vornehmsten Liebestaten Gottes in der Erlösung. Der Kranke lauschte offenen Mundes der Wundermär.

Pater Werner aber merkte plötzlich, wie sein Atem rascher und röchelnder wurde und der Blick starrer; das Auge wurde gläsern.

Erschrocken griff er nach dem Wasser, das der Katechumene ihm besorgt hatte.

„Mufarut, glaubst du an Gott den Dreifaltigen, und verlangst du nach ihm?“ fragte er laut, mit beschwörender Stimme. Ein letzter kurzer Kampf, und ein gebrochenes „Ja!“ rang sich aus der röchelnden Brust.

„Bereust du alles, was du Böses getan?“

Eine mächtige Bewegung ging über des

Sterbenden Züge. War es ein letztes Wehren, Aufbäumen der Tyrannennatur? Aber das düstere Flackern im Auge erlosch, so jäh es gekommen, und eine Träne drang schwer aus dem halbgebrochenen Auge. Er sprach nichts, aber sein Blick, sein ganzes Gebaren schien Reue, die Reue des Schwächers über ein verlorenes, ruchloses Leben.

Es war die höchste Zeit. Pater Werner nahm das Wasser und goß es über des sterbenden Götzpriesters Haupt.

„Paulus, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Laut und feierlich hallten die gewaltigen Worte, die lebenslange Höllebande sprengen, die schwarze Seelen kinderrein waschen, die Himmelstore erschüttern.

Der Missionar hatte das Empfinden, als müßte bei diesen allmächtigen Worten ein Schwarm böser Geister, die hier bisher gehaust, besiegt und knirschend fliehen, und als stiegen die heiligen Engel Gottes hernieder voll Dank und Freude über diesen in zwölfter Stunde Befehrten.

Nach einiger Zeit beschien die Tropensonne, die schon jengend durch die kleinen Spalten des Hauses brannte, einen Toten.

Pater Werner betete die Sterbegebete und schickte sich an, die Leiche zu waschen und umzukleiden, eine Arbeit, die all seinen Mut in Anspruch nahm. Er holte sich ein paar Neuchristen aus den nahen Hütten. Die Befriedigung, nun von beiden schrecklichen Tyrannen erlöst zu sein, ließ diese Leute ihre Abneigung überwinden. Die alte Giftmischerin, die ihrem Gebieter hinterlistig den Gifftod gegeben, war verschwunden. Sie hatte hier nichts mehr zu tun. Ob sie gegangen war, die dreißig Silberlinge zu holen —?

„Ihr fannet Böses, Gott aber wandte es zum Guten!“ ging dem Missionar das Wort des ägyptischen Joseph durch die Seele.

„Was bist du für ein Wundermann, weißer Vater, daß du diesen Tiger zum Lamm machtest?“ sprach einer der Neuchristen voll Staunen, als sie fertig waren.

„Das hat unser guter Gott getan. Er hat seinen Feind mit Liebe geschlagen.“

„Meinst du, daß — er nicht beim schwarzen Geiste ist?“ meinte ein anderer enttäuscht. Die ehrlichen Rothäute konnten es nicht fassen, daß der grausame Mufarut für seine schwarzen Taten nun den Himmel haben sollte.

„Er wird so wahr in den Himmel kommen wie der Schwächer am Kreuze, von dem ich euch leßthin erzählte.“

„Auch Karullu?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete der Missionar traurig. „Ich habe ihn nicht sterben sehen.“

„Er schrie doch auch zum weißen Gott, als er im Sumpfe steckte. Der hat ihn aber stecken lassen. Es geschah ihm recht.“

Ein Jubellaut ging durch Pater Werners Seele. Auch dieser?

„Er rief zum lieben Gott? Hast du es gehört?“ Er griff den Christen bei der Schulter. „Sag die Wahrheit!“

„Georg hat noch nie gelogen.“ Er berief sich auf seinen Christennamen. „Hättest du ihn sehen sollen, den schwarzen Sünder, wie er heulte und winselte, ehe ihn der Schwarze holte. Geradeso wie der arme Kuluba, der Mann der Mikami, vor acht Jahren. Karullu hat dazu gelacht. Das haben wir nun auch getan.“

„Ihr seid noch halbe Heiden,“ verwies der Missionar strenge. „Was tat Karullu dann?“

„Er schrie immerfort zum weißen Gott. Wenn er ihm helfe, wolle er — Weiter ist er nicht gekommen. Das grüne Moor hat ihm den verfluchten Mund gestopft.“

Pater Werner ließ die Leute stehen und ging heim. Er mußte allein sein. Sein Herz war so voll überschwenglichen Dankes gegen Gott, daß er alles, den Schmerz um den toten Mitbruder, das Heimweh und Alleinsein und die lähmende Müdigkeit, vergaß. Seine Seele jubelte über den herrlichen Doppelpreis, den Gott ihm für das Blut des Bruders bezahlt hatte.

„Dank dir, verklärter Bruder! Bitte weiter für mich am Throne Gottes!“ betete er innig, als er wieder vor dem Tabernakel kniete.

Dann brachte er für die beiden das heilige Opfer dar, zu dem sich auf den Klang des Glöckleins viele Christen einfanden.

Nach der heiligen Messe legte er seinen Pfarrkindern noch einmal wieder zündende Gedanken über christliche Nächsten- und Feindesliebe in die Seelen.

Er selbst tat einen heiligen Schwur zu Füßen des Tabernakels: unter seinen roten Kindern im Heidenlande zu leben und zu sterben! —

Einige Wochen später kamen die beiden Sendlinge zurück. Mit ihnen Bruder Rhabanus, ein kaum dem Noviziat entwachsener Jüngling, den es stürmisch nach dem Missionskreuz verlangte. Und, wie er Pater Werner in einer stillen Stunde vertraute, nach der Palme, die seinem Vorgänger geworden war.

„Gernach, mein Sohn, lächelte Pater Werner nachsichtig. „Die Wirklichkeit sieht meist ein wenig anders aus als kühne Jünglingsträume.“

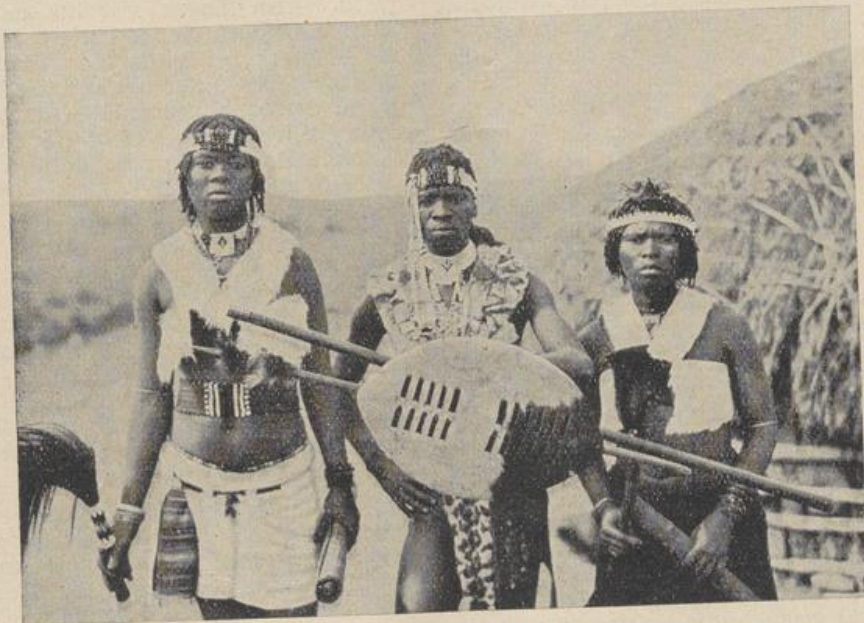
Auch Nachrichten aus Europa hatten die drei mitgebracht. Pater Werner griff zuerst nach einem Brief aus L. Er war vom Pater Rektor. Aberaus liebevolle Worte richtete der an den geistlichen Sohn, die ihm und seinem Mitarbeiter vollste Anerkennung für ihre bahnbrechende Missionsarbeit aussprachen. Dann kam er auf Pater Werners Herzübel zu sprechen, von dem der Pater Visitator ihm nach seiner Rundreise durch die Missionsgebiete erzählt hatte.

den Missionar für Minuten gefangen nahm. Besonders die so lange entbehrte geistige Anregung war es, die ihn mit Allgewalt zum Nachgeben drängte.

Da aber stand groß und heilig sein Gelübde von jenem Morgen, da er von Mufurats Sterben heimkam, vor seiner Seele. Und ein heroischer Entschluß reifte in ihm.

„Ich bleibe!“

Das war seine Antwort auf das lodende Anerbieten. Und davon würde er nie



Zulufrieger mit Wahrsagerinnen

Photo: Mariannhiller Mission

„— Ihr Elternhaus, das Ihre Verwandte, Fräulein Heltorf, in großmütiger Weise zu einem Missions-Erholungsheim herrichten ließ, wurde bereits vor einem guten halben Jahre in Benutzung genommen. Selbstverständlich haben Sie das erste Anrecht auf einen Erholungsaufenthalt in Ihrem Vaterhause. Die Vertretung steht zu jeder Zeit bereit. Ich erwarte Ihre baldige Außerung —“ so schrieb der Obere, der noch nicht um Bruder Rudolfs Tod wußte.

Wieder griff das Heimweh nach Pater Werner. Er sollte die Heimat wiedersehen nach diesen schweren Jahren? Sollte wieder unter den alten Bäumen im Parke wandeln? Am stillen blauen See weilen, die lieben Menschen wiedersehen, die ihn mit Jubel empfangen würden? Mit Ruth all das mannigfache Erleben austauschen dürfen? Sollte ruhen, ruhen dürfen im Frieden der Heimat?

Es war eine lodende Verjuchung, die

um Fingersbreite weichen, konnte kommen, was wollte. Warum sollte er dem natürlichen Menschen, der längst an das entsagungreiche Leben des Missionars gewöhnt war, wiederum Konzessionen machen, die sich bei der Rückkehr rächen würden? Warum von neuem das wohlige Leben und die Bequemlichkeiten zivilisierter Sphären genießen, wo er, Opfer zu bringen, ausgezogen war? Seine Christen verlassen, die noch eben um den Verlust des Mitbruders trauerten? Und sein Missionswerk, das eben jetzt neues Aufblühen versprach, nun die schlimmsten Widersacher beseitigt waren?

„Nie und nimmer! Nur der Tod soll mich von meinem Posten reißen!“

Laut hatte er es gesagt in kraftvollem Entschluß.

Er griff zum zweiten Briefe. Er war von Dr. Reinert. Froh öffnete er den Umschlag. Er freute sich doch, aus der Heimat zu hören. Ein kleines Zettelfchen fiel

aus dem Doppelbogen. Es trug in ungelassenen, zitterigen Zügen Ruths Handschrift —

Was war das? Vater Werner wurde erregt, als er die kaum leserlichen Worte entzifferte:

„Herbert, zum letzten Male grüßt dich deine Schwester. Im Himmel warte ich auf dich. — Ruth.“

Der Missionar fühlte sich bleich werden. Das Blatt sank ihm aus der Hand. Was bedeutete das? Was war geschehen? War Ruth nicht mehr auf Erden?

Mit unsicherer Hand griff er nach Reinerts Brief.

„Lieber Herbert!

Der kleine Bettel hat Dir alles gesagt. Und so brauche ich mit der Trauerkunde nicht zurückhalten. Ruth — unsere Ruth ist nicht mehr. Der gute Engel unseres Hauses, die unersetzliche Samariterin und liebe Freundin aller, die litten, ist tot. Kannst Du es fassen, daß sie, die noch vor kurzem in bester Gesundheit ihrer Liebesarbeit so nachging, nun im Grabe liegt?

Wie es kam? — Du kennst den „Litterstoffer.“ Und erinnerst Dich vielleicht, wie er vor Jahren den Wagen Deiner Eltern beschloß und Ruth leicht verlegte. Zu diesem Subjekt wurde ich eines Tages gerufen. Ich fand einen unheimlichen Gast in der elenden Kammer — die schwarzen Posten. Unverzüglich ließ ich den Kranken zum Hospital bringen und isolieren. Zu Hause erzählte ich den Fall Ruth und Melitta. Ruth sah ich nachdenklich werden, aber damals fiel es mir nicht weiter auf. „Wer pflegt den Kranken?“ fragte sie. „Schwester Martha ist bei ihm,“ gab ich Bescheid. Ruth wurde erregt. „Die junge Schwester mit der schwachen Lunge bei einem Pockenkranken? Aber das geht doch nicht! Sie wird sich den Tod holen.“ Ich beruhigte sie mit dem Hinweis, daß alle Schwestern bis zur Grenze des Möglichen in Anspruch genommen seien, und daß tunlichst für Abwechslung gesorgt werden würde. Ruth ging bald. Ihr merkwürdiges Wesen fiel mir auf. Sie verabschiedete sich umständlicher und zärtlicher, als es sonst ihre Art war, von den Kindern und sah noch oft zurück. Hätten wir sie nicht fortgelassen.

Als ich am andern Morgen ins Hospital kam, erfuhr ich, daß Ruth im Isolierhause sei und den Stoffer pflege. Sie war schon am Vorabend gekommen und hatte sich nicht abweisen lassen. Was war zu tun? Du kennst ihren starken Willen. Ein doppeltes Motiv mochte sie leiten. Sie

wollte edle Rache an dem rabiaten Kumpen nehmen und Leib und Seele dem Leben zurückgewinnen.

Vierzehn Tage stand der schwarze Gast an Stoffers Lager. Dann ließ er wider Erwarten ab von seinem Opfer. Er hatte sich ein edleres ersehen. Als Stoffer mit seinen blöden Augen wieder ins neugeschenkte Leben sah, da lag seine hochherzige Pflegerin im höchsten Fieber — hoffnungslos. Ich sah es bald, daß jedes Hoffen Torheit sei. Daß mich schweigen von jenen harten Tagen. Sie litt und starb, wie die Heiligen Gottes sterben. Niemand als Schwester Melitta, der Beichtvater und ich haben dieses kostbare Sterben gesehen. Sie hatte wenige lichte Augenblicke. Nur die letzte Stunde war klar und voll Frieden. Da schrieb sie die wenigen Worte für Dich auf.

Eine Stunde später war ihre Seele bei Gott.

Nun weißt Du alles.

An der Seite Deiner Eltern haben wir sie begraben. Aber ich weiß, Du suchst sie anderswo. Du wirst es leichter — oder doch anders tragen als wir. Bei Euch Höhenmenschen ist Überwinden das tägliche Brot. Vielleicht, daß ihre Seele Dir nun näher ist als früher.

Durch unser Haus, durchs Kinderheim, durch die Stadt geht eine einzige Klage. Kaum einer war in dem ungeheuer großen Leichenzug, dem diese edle Priesterin der Caritas nicht in irgendeiner Weise Gutes getan hatte. — Vielleicht hörst Du es als Seelenfischer gern, daß der Mann, für den dieses unersetzliche Leben geopfert wurde, wieder zur Kirche kommt und seine Umsturzideen usw. gründlich aufgesteckt hat. Und jeden Tag soll er zum Kirchhof gehen und an einem Grabe der Wernerschen Familiengruft beten und weinen. So erzählen die Leute — Uns kann es wenig trösten. Opfer und Preis waren zu ungleich.

Ob Dich andere Geschehnisse heute interessieren? In unserm und im Kinderheim steht alles auf Halbmast. Melitta will sich nicht trösten lassen. Sie kann der Freundin nicht entraten. (Ihr Gatte auch nicht.) Und die Kinder —? Ruth und Herbert sind groß und verständig genug, um den Verlust schwer zu empfinden. Ich bin überzeugt, wäre in der ersten Trauerzeit der Stoffer in unser Haus gekommen, es wäre ihm schwerlich hold ergangen. — Ruth mit ihren vierzehn Jahren ist ein großes Mädel geworden. Man merkt, sie hat bei ihrer hochseligen Patentante Schule genommen. Aber die Meisterin ist ihr zu früh gestorben. — Herbert trägt die rote

Mühe. Unsere Bekannten sagen, mit solchen Augen hätte auch der Tertianer Herbert Werner einstmals in die Welt geschaut. Daß sie recht hätten! Er feiert immer noch im Turmzimmer seine kindlichen Mythen: Hochamt, Vesper — Gestern drangen sogar die distreten Klänge des päpstlichen Segens durchs Haus. Weißt Du noch, wie wir ihn zum Heidenapostel stempelten? Vielleicht will er dieser Bestimmung mannhaft gerecht werden.

In gemeinsamem Schmerz grüßen wir Dich alle!

Hans und Melitta.

P. S. Bist Du in der Lage, umgehende Gerüchte, die von Deinem demnächstigen Erholungsurlaub im Hause Deiner Väter wissen wollen, bestätigen zu können? Wir erwarten Dich mit Sehnsucht.

D. D."

Pater Werner ließ den Brief sinken und stützte den Kopf in die Hand. Auf solche Kunde war er nicht gefaßt. Ruth war nicht mehr auf Erden? Vom heißen mit-täglichen Erntefeld hatte Gott sie heimgerufen zu frühem Feierabend?

Fragend stand der einsame Missionar wieder, wie in jener blutigen Nacht an des Mitbruders Leiche, vor den ewigen Ratschlüssen. Aber er heischte keine Antwort. Der letzte Weltentag oder sein eigener letzter mochte sie bringen.

Er wußte, warum solch ein wertvolles Leben ausgelöscht wurde für ein wertloses. Der geheimnisvolle Wert der Menschenseele, der einst ein unendlich wertvolleres Leben ans Schächerholz schlug, hatte auch das teure Leben der Schwester als Preis gefordert.

„Meine Wege sind nicht eure Wege und meine Gedanken nicht eure Gedanken!“ Dieses Gotteswort ging dem einsamen Priester stärkend durch die Seele, verwies jegliche Frage auf den enthüllenden Tag der Ewigkeit.

Er freute sich nun doppelt, daß er auf eine Heimreise bereits verzichtet hatte. Reinert hatte recht, Ruths verkürzter Geist war ihm ja nun näher als einst. Was durfte es ihn anfechten, daß sie die fesselnde Körperhülle abgestreift hatte und aus der lichten Seelenheimat auf ihn und sein Werk herabschaute. Da oben im Lichte wollte er sie alle suchen, die von ihm gegangen waren: die Eltern, den Mitbruder und Ruth.

Wie immer in solchen Stunden, so trug der Missionar auch jetzt wieder seinen großen Schmerz zu seinem treuen Gefährten im Tabernakel. Der auch einst schmerzlich das Zerreißen edler Herzensbände emp-

fand, er konnte auch sein Weh verstehen und verklären.

Als er wieder aus dem Kirchlein trat, sah er den neuen Mitbruder aus einer Waldlichtung kommen — der Pater staunte — mit großem Gefolge. Es war ein urförmlicher Aufzug. Männer, Weiber und Kinder, hinkende Greise und runzlige Mütterchen in buntesten Festkleidern hüpfen und tanzten daher. Als sie Pater Werner sahen, begann auf Kommando ein ohrenzerreißender Lärm. Musik sollte das sein. Die Männer mit Schilden und Knüppeln und Beilen, die Weiber und Kinder mit allerlei Kochgerät.

Pater Werner war sich gleich darüber klar, es sollte eine Huldigung, ein Beweis der Dankbarkeit sein und der Freude über die Ankunft des neuen Missionars. Tureba und Tokiba, die hochbefriedigt von der Reise zurückgekommen waren, mochten die Parade veranstaltet haben. Die Anhänglichkeit seiner Schäflein rührte ihn tief.

Eine Zeitlang ließen die Missionare den furchtbaren Spektakel über sich ergehen, obgleich ihnen Hören und Sehen vergehen wollte. Dann gebot Pater Werner mit einer Handbewegung Ruhe und ließ die Leute sich im Gras lagern. In froher Bewegung dankte er ihnen für ihre Ergebenheit und ermahnte sie aufs neue zur gegenseitigen helfenden Liebe, insonderheit zur Feindesliebe. Und diese sollten sie sofort an Ort und Stelle durch ein gemeinsames Gebet für die toten Feinde betwählen.

Lautlose Stille. Die ganze bunte Schar sank, ob willig oder unwillig, in die Knie. Die Urwaldbriesen standen lauschend und stimmten rauschend ein in das Beten ihrer wilden Brüder, das wie das Strömen ihrer Wasser hoch über ihre Wipfel hinauf zum großen Gotte der Liebe drang.

„Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern —“ „Amen!“ raunte es wie Engelsflüstern in den Palmen, die des verklärten Blutzeugen Gruft beschirmten.

Dann gab es noch eine urgemütliche „freie Diskussion.“ Zwanglos ergingen sich Pater Werner und sein Mitbruder unter ihren Christen, und alles wurde eingehend erörtert, was so eine ehrliche Rothaut interessieren kann.

Das war Pater Werners letzte Freude an diesem Abend, daß manche, die bisher der Mission ablehnend gegenüberstanden hatten, nun um Zulassung zum Unterricht baten, scheu zwar, aber ehrlich und überzeugt.

Als der Festzug unter Klirren und Klängen und Singen wieder abgezogen war, traten die beiden Apostel zum Abend- und Dantgebet ins Kirchlein.

„Die du mir gegeben hast, ich bitte für sie! — Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen.“

Aber den Urwald und seine Hütten und Menschen sank im Frieden die Tropennacht.

\* \* \*

Die Jahre eilen, und die Zeit flieht dahin.

Auf Ruth Heltorfs Grabe rankt Efeu und Immergrün sich liebevoll am weißen Marmorkreuz hinauf. Und von lieber Hand gepflegt, blühen hier immerfort weiße Rosen, vor allzu heißer Sonnenglut von hohen Lebensbäumen behütet. Auch ein feines Pflänzchen Edelweiß schaut müde zum weißen Kreuze. In seinen welkenden Andern ist Heimweh — Heimweh nach der hohen Alp, die seine Heimat war. Ob es auch hier unten im Tale an lieber Stätte liebevoll gepflegt und umorgt wird — Edelweiß muß sterben — sterben vor Sehnsucht nach seiner heiligen Alp.

„Vater, Tante Ruth hat's immer so gerne gehabt!“ hatte Herbert Reiner, der Sekundaner, bei der letzten Alpenfahrt seinem Vater einen wunderschönen Strauß an kaffender Felsenschlucht gezeigt.

„Ja, nicht wahr, Hans? Sie hatte es lieb. War ja selbst ein Edelweiß,“ hatte Frau Melitta leise gesagt und Herbert angstvoll angeschaut, als er wagemutig den töstlichen Schatz von hoher Klippe holte.

Sie hatten es behütet und gepflegt, Herbert und Ruth, die junge Klosterschülerin.

Edelweiß im Tale aber muß sterben —

Zwei Klosterfrauen kommen an einem Sommertage um die Friedhofskapelle herum auf das Grab zu. Weinend sinkt die jüngere auf der Bank neben dem weißen Kreuze nieder.

Schwester Melitta läßt sie still gewähren. Sie spricht ein Gebet und wendet sich leise zur Mitschwester: „Schwester Lioba, bis nachher im Kinderheim.“

Die junge Schwester nicht nur, schaut aber nicht auf. Das Tor knirscht, und — Maria Birkholt ist allein, allein mit ihrer toten Ruth und mit ihrem großen Schmerze. Eine Weile überläßt sie sich dem Strom der Empfindungen und dem Zug der Erinnerung. Dann steht sie auf und setzt sich auf die weiße Bank neben dem Grabe und hält Zwiegespräche mit der verklärten Freundin. Warum — warum nur mußte

dieses kostbare Leben so früh dahingehen? ging wiederum ein scheues Fragen hinauf zu den ewigen Ratschlüssen.

Ja, und warum mußte im fernen Missionslande ein anderes junges Apostelleben so traurig verbluten —?

Die Antwort war Maria Birkholt längst auf diese Frage geworden. Die Stunde ging noch einmal durch ihre Seele, da die Novizenmeisterin ihren geistlichen Töchtern den Bericht aus der Mission vom Marthertode eines jungen Missionars in Nordbrasilien vorgelesen hatte. Der Blutzuge hieß — Rudolphus Mehren. Ein Schwindel hatte damals nach ihr gegriffen. War's der Schmerz eines geheimnisvollen inneren Strebens und Neugeborentwerdens, — das Pfingstwehen eines heiligen, erneuernden Geistes gewesen —? Schwester Lioba wußte nur, die verklärte Seele des einstigen Freundes hatte in diesem Augenblicke die ihre berührt und ihr sein Erbteil gegeben.

In dieser Stunde war in Schwester Liobas Seele der Missionsberuf geboren worden. —

Jahrelang hatte Vater Werner sich mit dem Plane der Gründung eines Schwesternhauses getragen. Auf die Dauer war weibliche Mitarbeit in der Mission unentbehrlich. Die Schwestern sollten den Unterricht für die Frauen, besonders in Handarbeit und Haushaltung, und die Pflege der weiblichen Kranken übernehmen. Eine hochherzige Stiftung aus der Heimat hatte die letzten Schwierigkeiten gehoben.

Drei Schwestern des heimischen Missionshauses waren für die Station bestimmt. Die eine davon, Schwester Martina, wurde vier Wochen vor der Abreise vom Typhus befallen, und so trat an ihre Stelle auf ihr inständiges Bitten die junge Schwester Lioba.

In diesem Morgen war sie von Nürnberg, der Heimatstadt, gekommen. Vom Grabe der Eltern hatte sie sich den Segen geholt und hatte Abschied genommen von den Stätten ihrer Jugend. Im Elternhause lebte Vetter Berthold mit seiner Elfriede und seinem kleinen Buben, hütete im alten, patriarchalischen Sinne das Erbe der Birkholts.

Nun zog es Maria noch zu den lieben Menschen am See und zu dem teuren Grabe, in das Frau Karitas mit unbegreiflicher Schicksals-hand eine ihrer liebsten Töchter allzufrüh gebettet hatte.

Maria Birkholt hatte damals das Schreckliche nicht fassen können, als die Kunde von Ruth Heltorfs Heimgang in ihr stilles Postulat kam. Sie hatte es nicht

glauben können, daß der Himmel das geduldet.

Aber während sie nun auf Ruths Gruft ihrem kostbaren Leben und seligen Sterben nachsann, ging ihr ein Ahnen auf von dem herrlichen Lese und glorreichen Ziele der Freundin, die mit vollem Erntesege schon selig heimgegangen war, wo sie kaum die ersten Garben gebunden hatte. Ein heiliges Begehren ergriff sie nach ihrer Fülle.

Aber wie sie von den weißen Rosen auf Ruths Grabe zu den weißen Wolken am blauen Firmamente aufschaute, ging es durch die ragenden Bypfeissen wie das nahe Rauschen reicher Erntefelder in fernen Bohnen. Wie das Rauschen reicher Ernten, die der Schnitterin warteten.

Da stand Maria auf und kniete abschiednehmend am Marmorkreuz nieder. Sie fühlte die heilige Unrast stürmenden Apostelmuten durch ihre Seele wogen. Nein, sie hatte noch keine Zeit, auszurufen.

„Noch stehen, Hausvater, deine Weinberge in schwerer Frucht — und die Weinlese hat begonnen.“

Mit diesem frohmütigen Gedanken stand sie auf, brach eine weiße Rose von Ruths Ruhestatt und wandte sich zum Gehen.

Da sah sie Tante Elisabeth mit dem Reinertischen Paar durch die Friedhofspforte kommen.

Diese hatte an dem Tage, da ihre Nichte die Zelle aufnahm, eine schöne Heimstatt in Reinerts Kinderheim gefunden. Für die Kinder der „blauen Villa“ war sie die verehrte „Großmama“, für Ruth Heltorf die helfende, immer verstehende, mütterliche Freundin, für die Armen und Kranken des Städtchens eine „Elisabeth“ in des Wortes edelster Bedeutung geworden. Noch heute fühlte sie den Verlust Ruths schmerzlich wie am ersten Tage, und keine Liebe ihrer Umgebung konnte ihr die Lücke ausfüllen. Sie war eine einfachfromme Seele und außerordentlichen, großen Schicksalsschlägen in erster Stunde nicht gewachsen. Mit gerungenen Händen stand sie an den tiefen Abgründen, die zwischen Menschenfrage und Menschenlage — und den göttlichen Liebesentungen liegen. Bald aber hatte sie sich wie ein Kind unter die Hand Gottes gebeugt und, mit blutendem Herzen zwar, ihr „Fiat“ gesprochen.

„Eine unsterbliche Seele — auch die des Stoffers — ist alles wert, auch das Lebensopfer einer Ruth Heltorf!“ sprach sie leise, als sie alle am Grabe standen.

„Haben wir nicht ehrlich mit dem Herrgott geteilt?“ sagte Reinert verhalten.

„Und doch nichts verloren,“ sprach veronnen Schwester Lioba.

„Mir ist manchmal, als sei sie gar nicht von uns gegangen,“ flüsterte Melitta leise. „Immer sehe ich sie noch mit ihrem lieben Lächeln zwischen den Kleinen. Die Armen hatte sie ja stets am liebsten. — Aber wir wollen sie doch nun dem Herrgott gönnen — und ihr das Ausruhen. Sie war doch manchmal so müde. Aber das durfte keiner wissen. Einer aber hat's gewußt —“

Am andern Tage reiste Schwester Lioba in ihr Kloster zurück.

Und acht Tage später an Bord der „Victoria“ der neuen Heimat entgegen.

Ein Tag kam, da stand Schwester Lioba an einer Gruft, an der die Erinnerung ihre heiliginnigen Fäden spann von Seele zu Seele. Ein Rauschen ging durch die himmelanstrebenden Waldbriesen, als wüßten sie um große Geheimnisse zwischen Gott und seinen Menschenkindern.

Eben war das Schwesternhaus feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden. Durch die Palmen auf Bruder Mehrens Grab war ein Lächeln gegangen, als die junge Christengemeinde in Prozession vom Kirchlein zum kleinen Friedhof zog, damit auch der schlafende Missionar Anteil an der Feier habe und als verkürter Schutzgeist der Mission das neue Werk segne. Er hatte ja selbst die ersten Bausteine zusammengetragen, als er noch als Baumeister Gottes hier wirkte und schaffte.

Der letzte Klang des Glöckchens war verhallt, die letzte Rothaut in den dunklen Buschwegen verschwunden. Noch stand die Schwester Lioba mit ihren Gefährtinnen an der stillen Gruft unter den Palmen. Die Überfülle der Empfindungen zog sie in die Knie.

„Ob dies der Friede ist, den die Welt nicht geben kann?“ sprach eine Stimme neben ihr. Pater Werner war es, der noch ein Kind getauft hatte und nun heimgehen wollte.

„Diesen kleinen Gottesgarten hat unser Mitbruder noch selbst geschaffen,“ fuhr Pater Werner fort und deutete auf die mit einem einfachen weißen Zaun eingefriedigte Stätte geweihter Erde. „Er ist selbst das erste Samenkorn geworden.“

„Der Sohn des ruhelosen Meeres hat eine gute Heimstatt gefunden,“ sagte Schwester Lioba leise, ihr Missionskreuz in der Hand.

„Für uns ist noch froher Erntemittag. Die Ernte wird immer größer. Das Garbenheimtragen wird einmal herrlich sein; aber wir wollen doch einstweilen nur ans Samenstreuen denken.“

Alle stimmten mutig und lächelnd bei.

Leuchtend schied an diesem Abende die Sonne von der stillen Tropenwelt. Friede war in den Hütten und Herzen der Urwaldkinder, — Friede in den Zellen und Seelen der von geheimnisvoller Gnadenvahl Geweihten, Friede säufelte die Palme über dem Hügel des verklärten Kämpfers.

Selbst durch das dunkle Rauschen der alten Bäume über den Gräbern der einstigen Gottesfeinde ging der Flügelschlag des Versöhnungse Engels und ein Gotteshauch aus Reichen ewigen Erbarmens:

„Friede sei mit euch!“

— Schluß —

# Das vollkommene MESSBUCH für den Laien SCHOTT ein Geschenk fürs ganze Leben

Jede Buchhandlung hat die acht verschiedenen Ausgaben vorrätig

## BESTELLSCHEIN

Der Unterzeichnete erbittet vom Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, kostenlos durch die Buchhandlung

1 Prospekt über Schott-Meßbücher

Genaue  
Adresse .....

Der Missionsberuf ist sicherlich der schönste, ehrendste und verdienstvollste Beruf, der sich nach dem Priesterberuf denken läßt; denn er vereinigt in gewissem Sinne alle andern Berufe in sich. Der Missionar ist ein Feldherr, der mutig gegen die Mächte der Hölle ankämpft, um ihr die Beute zu entreißen und sie seinem Herrn und Meister zurückzugewinnen. Furchtlos vertreibt er den Fürsten dieser Welt, Satan, aus seinem Besitztum und pflanzt auf den Zinnen der obersten Festung die Fahne Christi auf. Der Missionar ist ein Baumeister; er arbeitet rüstig an dem herrlichen Tempel, den Christus der Herr auf Petrus gegründet hat und der nach seinem Willen seine Säulen und Hallen ausdehnen soll bis auf die entlegensten Koralleninseln des Stillen Ozeans. P. J. Hättenschwiller SJ.

Wer für das Höchste und Herrlichste zu leben anfängt, wie es die Ausbreitung des Reiches Gottes auf dieser Erde ist, der wird selbst größer und edler. Auch hier gilt das Gesetz: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken.“

Ein Kind Gottes, das des eigenen Friedens froh werden will, wird sich nimmer die Ohren zuhalten, damit es nicht die Hilferufe der armen Heiden hören und helfen müsse. Möchte der Heiland doch keine Seele finden, die durch unsere Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit den ewigen Frieden nicht finden konnte!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet  
Verantwortlicher Schriftleiter: P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen  
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Wabr.-Schwaben